

## **Die dritte Stufe – Leseprobe**

*von Christoph Steven*

Ich erkenne ihre Stimme sofort. Da ist dieser energische Tonfall, geradlinig und selbstbewusst, aber gleichzeitig klingt sie seltsam gebrochen, als hätte Maria die Nacht durchgemacht, zu viel geraucht und getrunken. „Scheiße“, schnappe ich auf. Einige unverständliche Flüche folgen, noch einmal „Scheiße!“, dass es durch den ganzen Hausflur hallt. Vor dem Türspion sind Haare zu erkennen, klatschnass, die sie demonstrativ vor das Guckloch hält. Mit einer Plastiktüte wedelt sie in meinem Sichtfeld herum. Als ich langsam die Tür öffne, stößt sie sie ruckartig auf, sodass ich fast das Gleichgewicht verliere, und tritt ohne Gruß in meine Wohnung. Ich ertappe mich dabei, wie ich überlege, ob sie wohl lange bleiben wird, weil sie eigentlich stört. Abrupt bleibt sie stehen und berührt beiläufig meinen rechten Arm. „Du hast es aber eilig“, will ich sagen, doch sie kommt mir zuvor. „Eigentlich bin ich zu spät, ich wollte schon früher kommen.“ Sie fährt sich mit einer Hand durch die nassen Haare, schnieft und hastet an mir vorbei. „Wo ist denn hier die Küche?“ Ich trete von einem Fuß auf den anderen. Was mache ich jetzt? Was kann ich ihr sagen? Wie so oft reagiere ich zu langsam, denn Maria hat die Küche offenbar gefunden und ist schon wieder neben mir, in den Händen zwei kleine Gläser, zur Hälfte gefüllt. Sie unterdrückt ein Lachen, wirkt fast schüchtern, als sie mir zuprostet. „Wodka“, sagt sie. Ich beobachte ihren Mund, während sie am Glas nippt, dann klackt sie auffordernd mit ihrem Glas gegen meines. Hastig schüttele ich den Wodka hinunter, kann ein Husten nicht unterdrücken. Maria prustet los. „Der ist gut, oder? Ein beschissenes Abschiedsgeschenk“, faucht sie und fährt sich mit dem linken Arm über die Stirn. „Wirklich gut“, entfährt es mir, obwohl ich noch nie in meinem Leben Wodka getrunken habe. „Ein Abschiedsgeschenk?“ „Hier, komm, noch einen.“ Irgendetwas arbeitet in ihr, das merke ich. Sie hat noch immer dieselbe helle Kinderstimme, die mir in den Seminaren gleich auffiel, so sehr, dass ich mich sogar zu dieser zierlichen Frau mit den schwarzen Haaren umdrehte und feststellen musste, dass die Tiefe ihrer Gedanken nichts mit ihrem jungen Gesicht zu tun hatte. Und jetzt steht sie hier im Flur meiner Wohnung, tippelt nervös auf und ab und wirft immer wieder hektische Blicke hinüber zum Wohnzimmerfenster, von

dem aus man zwei Stockwerke tief auf die Straße schauen kann. „Gott, wie ich dieses Zeug jetzt brauche.“ Ein dritter Wodka landet in ihrem Glas. Ein, zwei nachdenkliche Blicke, dann schnell hinunter damit. „Du bist durch den Regen gelaufen“, bemerke ich überflüssigerweise, „und du hast geweint.“ „Heute ist wirklich ein Scheißtag. An einem solchen Tag sollte man besser nicht aufwachen, sondern vorher sterben, weg sein, einfach tot, weißt du?“ Plötzlich bricht ihre Stimme. Sie versenkt den Blick in das leere Glas. Sicher hat sie bald genug, kommt es mir in den Sinn. Dazu dieser Blick, von dem ich nicht weiß, wie ich ihn einordnen soll. Vielleicht müsste ich einen Arm um sie legen, sie sanft an mich ziehen und ihr die Tropfen aus dem Gesicht wischen, aber irgendetwas hält mich zurück. Ich stehe stocksteif da, während Maria sich sammelt, als müsse sie dafür eine große Anstrengung aufbringen. Nichts ist mehr übrig von der energischen Unbekümmertheit. Mit dem Handrücken wischt sie sich über die Augen, und ich starre auf die zarten Konturen ihres Gesichts, das ich am liebsten anfassen möchte. Abrupt dreht sie sich um und läuft zum großen Fenster im Wohnzimmer, zieht hastig die Gardine zur Seite und starrt nach draußen, nur einen Moment, als überlege sie, ob sie das Fenster öffnen soll, doch dann kommt sie wieder zurück und lehnt sich mit dem Rücken an die Wand. „Hast du Zigaretten?“ Noch immer stehe ich an derselben Stelle im Flur, während Maria sich durch meine Wohnung bewegt, als wäre sie hier zu Hause und ich ein Besucher, der gerade gehen will. „Ich rauche nicht, das weißt du.“ „Natürlich.“ Sie berührt mit zwei Fingern meine Wange. Wie klein ihre Hände sind. Wie bei einem Kind. „Ein Leben ganz und gar ohne Drogen“, fügt sie hinzu. „Sich nur nicht verlieren. Immer alles unter Kontrolle behalten.“ Die Ironie in ihrer Stimme ist unüberhörbar, und wahrscheinlich stichelt sie auch. Ich wünschte, ich wäre schlagfertig, doch ich bin einfach zu langsam. Endlich legt sie ihre rote Fleecejacke ab, die für die derzeitigen Temperaturen viel zu warm ist. Sie wirft mir einen abschätzigen, etwas mitleidigen Blick zu. „Aber du stehst ja eher auf geistige Ekstase, wenn ich das richtig sehe.“ „Warum hat sie diese Schärfe in ihrer Stimme?“ „Du studierst doch auch Philosophie“, entgegne ich ihr. „Ach, diese Philosophie-Seminare, all diese großen Geister... Pah! Außerdem masturbiere ich in den Seminaren.“ Sie schüttelt leicht den Kopf. „Nun sei nicht so schockiert. Bestimmt erregt es dich, wenn du dir vorstellst, wie eine Frau es sich

selbst macht und höchste Lust empfindet, während die Männer um sie herum Kant oder Hegel interpretieren. Der deutsche Idealismus und eine Frau in Ekstase – eine tolle Kombination, findest du nicht? Was glaubst du, warum mich der Bierthaler immer so durchdringend ansieht? Manchmal drängt er mich sogar, etwas zu sagen.“ Sie kommt einen Schritt auf mich zu, tänzelt an mir vorbei und bleibt an der Tür zum Arbeitszimmer stehen. „Weil ich mich gerade selbst gefickt habe. Wenn ich etwas sage, ist da der Kitzel der Lust, ganz frisch. Ich muss meine Stimme kontrollieren, weil ich sonst stöhne oder laut aufschreie, verstehst du? Und das ist die Kunst – es so zu machen, dass die anderen nichts mitbekommen, und dann seine ganze Geilheit in die Wortbeiträge legen. Los, komm, darauf trinken wir.“ Geübt schwenkt sie die Flasche, schielt durch das Glas nach der Flüssigkeit und teilt den kärglichen Rest zwischen uns auf. „Auf die Onanie in der Philosophie!“ Tapfer lächelnd proste ich ihr zu. Maria schwankt, fällt fast um, stützt sich aber geschickt an der Wand ab. Sie nuschelt etwas von Schwierigkeiten, aber als ich etwas sagen will, unterbindet sie es mit einer energischen Handbewegung und taumelt mir entgegen, um mir mit einer Hand den Mund zu verschließen. Ich küsse ihre Handfläche, will sie näher an mich heranziehen, doch sie wendet sich rasch ab, hält sich wieder an der Wand fest und sieht mich mit einer Mischung aus Erstaunen und Erschrecken an. Wieder diese Blicke zum Wohnzimmerfenster. Ist das Angst in ihrem Gesicht? Jetzt stürzt sie zum Fenster, öffnet es und sieht nach unten. „Was suchst du?“, frage ich. Hektisch dreht sie sich um, als hätte sie etwas von mir zu befürchten. „Was ist denn los, Maria? Warum bist du hier?“ Sie sieht mich an, als hätte sie mich nicht verstanden. „Später, Jonas, später.“ Ein angedeutetes Lächeln, ein paar langsame Bewegungen – dann steht sie neben mir und legt mir eine Hand auf die Schulter. „Nicht jetzt, okay?“ Ich nicke, obwohl mir ihre Antwort nicht gefällt. Sie lässt sich auf die schwarze Ledercouch fallen, die mitten im Wohnzimmer steht, streckt sich darauf aus und schließt die Augen. Vielleicht sollte ich auf einer Antwort auf meine Fragen bestehen. Warum ist sie hier und was hat das alles zu bedeuten? Aber sie ist anscheinend schon eingeschlafen. „Maria“, sage ich leise. Sie blinzelt und streckt die rechte Hand aus, zieht mich zu sich. Ich setze mich neben sie. Ihre Hände zittern, und aus ihrem Mund läuft ein dünner Speichelfaden. Ich ziehe ein Taschentuch aus der Hosentasche und wische

ihn damit ab. Maria schließt die Augen. Einige Tränen rollen ihre Wangen hinunter. „Schlaf hier, wenn du willst“, sage ich. „Warte.“ Ich stehe auf, sprinte zum Kleiderschrank, ziehe eine Decke heraus und decke sie sanft damit zu. „Du bleibst doch bei mir, oder?“, murmelt sie. Es klingt wie ein Flehen. „Und bitte... bitte behalt das Fenster im Auge.“ „Was ist denn mit dem Fenster?“ Sie wird wieder unruhig – wie eine Kranke, bei der ein Anfall kurz bevorsteht. „Beobachte einfach. Falls dir was auffällt...“ Die letzten Worte kann ich kaum noch verstehen. Wieder klammert sie sich an meinen Arm, zieht mich zu sich. „Geh nicht weg, hörst du? Nicht weggehen.“

2

Ich erwache vom Knallen einer Tür. Oder vielleicht ist auch etwas auf den Boden gefallen und in tausend Teile zersprungen. Meine Finger haben sich in das Oberbett verkrallt. Der Wecker ist neben das Bett auf den Boden gepoltert. Verfluchter trockener Mund, diese sperrig-rissigen Lippen, dazu Kopfschmerzen. Warum schwitze ich nur immer so stark, wenn ich schlafe? Mein Kopf würde am liebsten wegsacken, zurück in das noch warme Nachtkissen. Ich öffne mühsam die Augen, taste mich langsam mit dem Blick vor, vom Nachttisch zu den flirrenden Rotbrocken des Teppichs, den hell angeleuchteten Lamellen der Jalousie ausweichend, suche vergehende Flecken von Dunkelheit, koste sie aus wie labende Rinnsale einer noch existierenden Kühle angesichts der zu erwartenden Tropenhitze. Und als die Augen sich wieder schließen wollen, als stände ein großes Schwindelgefühl kurz bevor, gerät die Zimmertür langsam in Bewegung. „Jonas?“, höre ich, leise, rücksichtsvoll, dann, lauter werdend: „Bist du wach?“ Wieder die Augen schließen. Eine Hand schützend an den Kopf halten. „Ich sehe bestimmt furchtbar aus“, warne ich kaum hörbar. Vor zehn bin ich eigentlich nicht ansprechbar. Auch Iris schlägt nicht mehr am Vormittag bei mir auf, seit ich ihr mal einfach nicht geöffnet und sie stattdessen durch die Sprechanlage beschimpft habe. Nur noch einmal die Augen schließen und sich für einen Moment zurückfallen lassen, einmal schlucken, zweimal, sich langsam hinsetzen. Ich fixiere die Zimmertür, die mir unendlich weit entfernt vorkommt. Ja, da steht jemand. Erkennen kann ich Marias Gesicht nicht genau, es ist verschwommen wie ihre

gesamte Gestalt. Maria unterbricht meine Überlegungen. „Können wir gleich zur Uni fahren?“, fragt sie und schiebt die halb geöffnete Tür weiter auf, sodass das grelle Licht vom Korridor in mein dunkles Schlafzimmer eindringen kann. „Jonas?“ „Zur Uni?“ Meine Stimme ist ein heiseres Flüstern. „Ja. Ich muss da was holen – falls es noch da ist.“

\*\*\*\*

Drüben einige bekannte Gesichter, die ich aber nicht weiter beachte, denn Maria ist schon vom Fahrrad abgestiegen, kaum dass ich angehalten habe. Sie könnte wenigstens warten, bis ich das riesige Schloss um Fahrradständer und Reifen gewuchtet habe. Mir klebt das T-Shirt am Rücken, und mein hochroter Kopf ist bestimmt auch nicht zu übersehen. Immer wieder fallen mir die langen Haare ins Gesicht. Keine zehn Pferde bringen mich normalerweise bei dieser Hitze aus der Wohnung. Alles verdunkeln, nackt auf dem Bett liegen und eiskalte Getränke – nur so lässt sich die Temperatur ertragen. Dazu den Sekunden nachspüren, wie sie träge in den Minuten verenden, wie schließlich der Tod auch die Minuten erwischt und langsam Stunde um Stunde den Tag zerstört, bis die Helligkeit endlich besiegt ist und die Abendkühle echsenhaft in die Wohnung kriecht. Wenn der Tag gestorben ist, kann ich mich endlich lebendig fühlen. „Warte!“, rufe ich Maria nach, schiebe mich an flanierenden Körpern vorbei, hetze über den breiten Asphaltweg, stoße fast an die Infotafel, schon jetzt schnaufend. Sofort machen sich die Kopfschmerzen wieder bemerkbar. Ein kurzer Blick auf das Asta-Gebäude und dann schnell weiter, zehn, zwanzig Schritte, und ich stehe vor dem Gebäude 24.53. Instinktiv schaue ich nach oben in die zweite Etage. Steht dort nicht jemand an einem der Fenster? Doch die Sonne scheint mir genau ins Gesicht, sodass ich blinzeln und die Hand über die Augen halten muss. Maria steuert auf Gebäude 24.52 zu, will natürlich zur theoretischen Philosophie. Ein letzter Spurt, und geschmeidig, fast katzenhaft gleitet sie durch die Tür, ist schnell im Treppenhaus, während ich vorwärtstaumle, mühsam versuche, meinen Atem zu kontrollieren, immer noch genervt, dass ich so schnell abgebaut habe. Abgestandene Luft schlägt mir entgegen. Oben verschwinden gerade Marias dunkle Haare hinter der Glastür zur zweiten Etage. Scheiße, warum hat sie es nur so eilig? Nervös flattert

eine fette Motte über meinem Kopf, während ich weiter vorwärtsstolpere. Trockene, stickige Luft hinter der Glastür. Ich presse die rechte Hand auf den Bauch, versuche, mein durchgeschwitztes T-Shirt und die scheußlichen, an den Kopf geklebten Haare zu ignorieren. Da hinten ist sie.

Immer noch außer Atem schließe ich zu ihr auf. Ich wage kaum zu atmen, als wir einen Raum betreten und Maria wie selbstverständlich die Tür wieder schließt. „Kein Wort“, flüstert sie und legt einen Finger an ihre Lippen. Mitten im Zimmer zwei braune Bürostühle, an der gegenüberliegenden Wand ein rechteckiger Tisch mit einer bauchigen Vase. An der Wand links neben mir große, auf Pappe aufgezugene Poster eine Übersicht über die Philosophen der Antike, des Mittelalters und der Neuzeit. Kein PC, kein Laptop, keine Tastatur und kein Bildschirm. Immerhin gibt es ein Telefon, das aber unter dem Tisch steht. Das Kabel wurde aus der Wand gerissen. Auf der rechten Seite ein Gemälde, auf dem ein nackter muskulöser Mann abgebildet ist, der mich mit seinem Blick aus gelben, glühenden Augen durchbohren will, abwartend, lauernd. Hinter dem Mann eine Felswand oder vielleicht auch nur Dunkelheit. Irgendetwas sehr Dunkles, Monströses hat sich hinter ihm aufgebaut, ein Wesen mit Flügeln vielleicht. Mich überkommt ein Frösteln. Ich will wegsehen, doch ich kann mich nur schwer von diesem durchdringenden Blick abwenden.

Maria steuert direkt auf das Gemälde zu. „Wenn jemand kommt, wir haben uns verlaufen“, erklärt sie leise, „obwohl ich glaube, dass es dann schon zu spät ist. Es darf einfach niemand reinkommen. Hier, schließ sicherheitshalber ab.“ Sie wirft mir einen einzelnen Schlüssel zu. Ein leichtes, metallisches Klacken ertönt, als ich den Schlüssel im Schloss herumdrehe. Sekunden später wird die Türklinke hinuntergedrückt, jemand stemmt sich dagegen, schlägt schließlich gegen die Tür, dass ich aufzucke. Ich sehe Hilfe suchend zu Maria hinüber. „Was ist?“, forme ich tonlos mit den Lippen. Sie legt erneut den Finger an den Mund. Noch einmal ein krachendes Geräusch, wie von einer Faust. Nicht bewegen, denke ich, keinen Laut. Beiläufig fällt mein Blick auf das hässliche Metallregal direkt neben dem Fenster, das fast bis zur Decke reicht und einen Teil des Fensters verdeckt. Nicht einmal

zehn Bücher sind auf den Regalflächen verteilt, die meisten einfach abgelegt oder lieblos aufeinandergestapelt. „Professor, es ist soweit“, kommt es von der Tür. „Schnell, machen Sie auf!“ Die Stimme ist beherrscht, aber laut. Unnachgiebiges, forderndes Klopfen folgt und erneut ein Schlag gegen die Tür. Blut wird von innen gegen meine Wangen gezogen. Hinter meinen Augen entsteht ein verwirrender Druck. Ich zerreiße das Papiertaschentuch in der rechten Hosentasche und versuche, tief durchzuatmen. Die glühenden Augen des Mannes auf dem Gemälde bohren sich in meine Schädeldecke. Gleich werde ich mich übergeben müssen, da bin ich mir sicher, und dann ist alles vorbei. Maria steht immer noch mitten im Zimmer, umklammert die Lehne eines Bürostuhls.

„Hallo!“, ruft jetzt der Mann an der Tür, „Sie können jetzt nicht mehr zurück. Om...“ Plötzlich bricht die Stimme ab. Stille. Sekunden, Minuten verrinnen. Maria ergreift meine rechte Hand, drückt sie fest, starrt aber gleichzeitig auf die Tür, als könnte sie sich jeden Moment öffnen und als hätten wir dann noch eine Chance zu fliehen. Ich schüttele langsam den Kopf und zeige auf die Tür, deute mit zwei Fingern an, dass wir gehen sollten. Sie hebt abwehrend beide Hände. „Nein, Jonas.“ Ihre Stimme ist so leise, dass ich sie kaum verstehe. „Wir müssen es riskieren“, flüstert sie etwas lauter. „Was denn?“ frage ich konsterniert. Wenn jetzt noch jemand vor der Tür ist, hat er mich bestimmt gehört. „Du schaffst das, Jonas“, redet Maria auf mich ein, dreht sich aber im nächsten Moment um und geht mit schnellen Schritten auf das Gemälde zu. Mit spitzen Fingern nimmt sie es von der Wand und stellt es auf den Boden. „Früher haben sie einen Safe benutzt“, erklärt sie, „aber jetzt nicht mehr, das ist unser Glück.“

Ein hässliches ziemlich großes Loch ist in die Wand eingelassen, rechteckig, stümperhaft, als hätte jemand erst vor Kurzem etwas schnell aus der Wand herausgehackt. Ich gehe einen Schritt näher heran. Zuerst fallen mir die kleinen Stücke Putz auf, die vorn am Rand liegen. Direkt dahinter ist ein schäbiger alter Pappkarton mit schwarzen Flecken an der Seite. Deutlich sind Zeichen auf der Oberfläche zu erkennen – zwei schwarze Punkte und darunter ein waagerechter Strich:



Keine Buchstaben. Kein Schriftzug. Nur diese drei Symbole. Maria schiebt den Kopf in das Loch, als wäre es ein Gasofen und als wollte sie das Gas einatmen, um sich umzubringen. Blitzschnell zieht sie den Karton aus dem Loch, öffnet den Deckel einen Spalt breit und nimmt einen braunen Umschlag heraus. Sie schüttelt ihn, und es raschelt. „Also war es doch noch da?“, bemerke ich.

Statt zu antworten schiebt sie den Karton zurück und hängt das Gemälde wieder darüber. „Schließ auf“, befiehlt sie und deutet auf die Tür. Ich gehorche. Schnell bin ich nicht, aber dann reiße ich mit einem Ruck die Tür auf, stecke vorsichtig den Kopf hinaus. Niemand in der Nähe. Beiläufig fällt mein Blick auf ein kleines Schild neben der Tür. „01.25“ lese ich. „Und jetzt weg!“, bellt Maria, spurtet an mir vorbei auf den Flur, und im gleichen Moment fällt ihr der Umschlag aus der Hand. Einmal bin ich schneller als sie und hebe ihn auf. Banknoten kommen mir entgegen, Fünfzig- und Hunderteuroscheine, und nicht gerade wenige. „Geld? Du wolltest hier Geld abholen? Deshalb sind wir hier?“, blaffe ich sie an. Maria zögert einen Moment, öffnet den Mund wie ein Fisch, der an die Oberfläche gekommen ist, bewegt aber gleichzeitig blitzschnell die rechte Hand nach vorn und entreißt mir den Umschlag. „Bist wohl doch zu langsam“, kommentiert sie die Aktion mit selbstsicherem Grinsen. „Maria, was machen wir hier? Und was soll das?“, fahre ich sie an. „Lange kann es nicht mehr dauern“, erklärt sie und drängt mit schnellen Schritten den Flur entlang. Verwirrt stolpere ich hinter ihr her. „Was kann nicht mehr lange dauern?“, frage ich sie, als ich neben ihr gehe. „Dass aus Weiß Schwarz wird, Jonas“, presst Maria hervor. Dann lacht sie so laut, dass ich erschrecke und fast gegen ein schwarzes Brett pralle.

Endlich ist der klebrige Schweiß abgospült. Alle Fenster in der Wohnung sind verdunkelt, und im Arbeitszimmer brummt ein Standventilator, der uns die Illusion von Kühle vermittelt. Maria liegt mit halb geschlossenen Augen auf der Luftmatratze, die ich im Keller aufgetrieben habe, Arme und Beine ausgestreckt wie



ein Engel im Schnee, neben sich einige CDs aus meiner Sammlung. Es gibt keinen Grund, nervös zu sein, doch ich kann kaum ruhig im Türrahmen stehen bleiben, wage mich ein paar Schritte vor, dränge mich hinter die Luftmatratze und reiße das Fenster auf. Nur einen Moment den Kopf ins Freie halten, den Verkehrslärm aufsaugen, einige hastige Beobachtungen.

Keine Brise. Tod. Stille. Bewegungslosigkeit. Selbst die Fliegen auf der Fensterbank wirken erschöpft, kein summendes Kopulieren, keine wilden Zweierbewegungen.

Als ich mich wieder umdrehe, sitzt Maria im Schneidersitz und klopft auf den Platz neben sich.

„Wo ist der Umschlag mit dem Geld?“, frage ich so ruhig wie möglich, als ich mich setze.

Maria antwortet nicht, sondern nimmt eine der CDs aus der Hülle und hält sie ins Licht der sinnloserweise angeknipsten Stehlampe.

Ich hätte große Lust, die Lampe mit einem Tritt zur Seite zu befördern, Marias Hand fest zu umgreifen und mit lauter Stimme von ihr Klarheit zu fordern. Sie soll mir endlich sagen, was los ist. Natürlich tue ich nichts dergleichen, sitze stattdessen abwartend und kerzengerade neben ihr, die Hände fest auf den Oberschenkeln wie ein Pennäler, der gleich zu einer Prüfung hereingerufen wird.

„Sie spiegeln, guck mal“, flötet sie wie ein Kind, dreht die CD und hebt sie hoch, bis Lichtsplitter auf der Oberfläche reflektiert werden, fährt langsam mit den Fingern in die aufflackernde Helligkeit, dreht die CD wieder, lehnt sich zurück und hält sie wie einen Sichtschutz vor die Augen. Sie lacht kurz auf. „Alles ist gebrochen, zerrissen. Siehst du? Schau genau hin.“ Die letzten drei Worte spricht sie langsam, gedehnt, hält mir die CD vors Gesicht.

Dann wieder dieser umschattete Blick, hochgezogene Schultern, als würde es sie frösteln. Gleichzeitig lächelt sie über das ganze Gesicht. Dabei haben wir an der Uni nur einige Stunden in der Cafeteria verbracht, über Lyotard und sein Verständnis der für die Postmoderne charakteristischen Metaerzählungen geredet, die uns beiden gleichermaßen manieristisch erschienen. Wir haben versucht, Poppers Wissenschaftstheorie zu verstehen, uns gewundert, dass Popper so vehement das induktive Schließen kritisierte, und fanden beide das Seminar über

die Philosophie der Mathematik und der Naturwissenschaften spannend. Nichts Großes also. Oder doch, und ich habe es nicht gemerkt? „Ach, Jonas.“ Ein scheuer, vorsichtiger Blick trifft mich von der Seite. Ich greife ihren rechten Arm und ziehe ihn in meine Richtung. „Das Geld!“, insistiere ich. „Aua“, ruft sie mit gespielter Entsetzen. Nur ein Blick in ihre wunderschönen großen Augen, und mein Ärger verfliegt. „Entschuldigung“, murmele ich, obwohl es nicht nötig gewesen wäre. Irgendwo tickt eine Uhr, gedämpft dringen Stimmen und Autogeräusche durchs Fenster. Ich suche das Zimmer ab, überlege, wie viel Zeit Maria nach unserem Eintreffen hatte, um das Geld zu verstecken. Sie wird es doch nicht bei sich tragen? Antworten wären super, Verstehen, Rationalität. Ich begreife sie einfach nicht. Woher hat sie den Schlüssel für Raum 01.25? Und wer war der Mann vor der Tür? „Ist dir das Gemälde aufgefallen, als du das Geld geholt hast? Dieser nackte Mann? Unheimlich, findest du nicht?“, frage ich sie. Maria sieht mich verwirrt an. „Der Mann?“, murmelt sie. „So genau habe ich gar nicht hingesehen.“ „Diese Augen. Ich habe noch nie solche Augen auf einem Gemälde gesehen.“ „Es ist doch nur ein Bild“, wiegelt Maria ab. „Es hängt halt über dem Loch.“ „Und dieser Karton?“ bohre ich weiter. „Die Zeichen auf der Oberfläche haben doch bestimmt etwas zu bedeuten. Sind sie eine Art Code?“ „Nein. Vielleicht, ich weiß nicht.“ Sie umklammert mit einer Hand die Luftmatratze. „Lass uns zurückgehen und nachschauen“, schlage ich vor. „Bist du verrückt? Es war doch so schon schlimm genug!“ „Aber wir haben den Raum nicht genau untersucht. Vielleicht finden wir noch weitere Zeichen.“ „Ich habe, was wir brauchen.“ „Das Geld.“ „Zeichen, Jonas. Es geht um Zeichen.“ Die Antwort kommt wie selbstverständlich, als würde sie mir gleich alles erzählen, aber einen Moment später verdunkeln sich ihre Gesichtszüge. „Was für Zeichen?“, will ich wissen. „Warum hast du so große Angst?“ „Wir werden sie kriegen, Jonas. Ich erzähl es dir noch. Ich werde.“ Sie spricht so laut, dass ich zusammenzucke. Dann blickt sie plötzlich hektisch über die Schulter, springt ruckartig auf, läuft ans Fenster und wirft dabei die Wasserflasche neben der Luftmatratze um, die polternd gegen ein Schreibtischbein rollt. Sie ignoriert das Geräusch, reißt das schwarze Tuch zur Seite, öffnet das Fenster und hält den Kopf nach draußen, zieht ihn aber gleich zurück. Sie runzelt die Stirn, konzentriert, presst die Mundwinkel zusammen. „Bin ich von unten zu sehen?“ Sie

klammert sich mit beiden Händen am Fensterbrett fest. „Ich glaube nicht“, antworte ich. Zögerlich beugt sie sich wieder nach draußen, schüttelt den Kopf, bohrt die Fingernägel der linken Hand in ihren rechten Arm. „Scheiße. Wenn sie nun... Rotes Auto, rotes... Kapitän. Der Kapitän!“ Sie malt mit dem Finger unsichtbare Linien in die Luft, stützt sich am Fensterrahmen ab. „Wahrscheinlich sind sie schon unterwegs“, keucht sie. „Pass auf, Maria, pass gut auf dich auf!“ So was sagt man doch nicht ohne Grund. Und natürlich wissen sie jetzt...“ Ihre Stimme überschlägt sich, sie fährt sich ein paar Mal mit der Hand über den Kopf, setzt sich wieder, steht auf und rennt erneut zum Fenster.

„Von hier oben würde man den doch sehen, oder? Der würde auffallen, aber garantiert“, murmelt sie, sieht sich hektisch im Zimmer um, ohne mich zu beachten, und beugt sich so weit aus dem Fenster, dass ich schon aufspringen und sie zurückziehen will, aber im nächsten Moment steht sie wieder in der Mitte des Zimmers und geht mit halb geschlossenen Augen einfach an mir vorbei. Mit zwei Schritten bin ich am Fenster. Die Häuser ducken sich unter der schwülen Luftglocke zusammen. Ich betrachte die gegenüberliegenden Häuser, will Menschen, Gesichter entdecken, irgendetwas Konkretes, von mir aus auch Silhouetten im Schatten, gedimmte Wohnungslampen, doch da ist nichts, was Marias Gefühle erklären könnte. Auch weiter unten sieht alles normal aus, keine verdächtigen Bewegungen, und Gefahren schon gar nicht. Rote Autos gibt es schließlich genug. Wovor nur hat Maria solche Angst? Warum spricht sie immer nur in Andeutungen? Als ich mich umdrehe, steht sie mit weit ausgebreiteten Armen da. „So groß“, sagt sie und geht ein paar Schritte, „Solche Autos werden heute gar nicht mehr gebaut. Aber er fährt, ja, er fährt wirklich. Und wie er fährt. Rot, rot, sooo rot.“ Sie schließt die Augen, und ein paar Tränen rollen ihre Wangen hinunter, die sie aber sofort wegwischt. Jetzt sollte ich neben sie treten, meinen Arm um sie legen, doch ich rühre mich nicht von der Stelle, presse die Hände starr an die Hüften. „Und an den Stoßstange – Blut. Sie haben...“, sagt sie mit erstickter Stimme und verstummt. Endlich schaut sie mich an, flehentlich, tritt zögerlich auf mich zu, mit einem schüchternen Lächeln. Bloß nicht zu ungeduldig werden, denke ich. „Ruhig“, versuche ich es, „ganz ruhig.“ Ich brumme etwas von Sicherheit, füge

hinzu, dass ich ihr helfen werde, aber die Worte wirken hölzern wie Phrasen, die nichts und alles bedeuten können. Maria knetet ihre Finger, dreht sich um die eigene Achse, entdeckt, dass ich am Fenster stehe, bemüht sich, konzentriert einige Schritte auf dem weichen Teppich zu gehen, nickt mir zu und ordnet schließlich einige ihrer wirr herabhängenden Haarsträhnen.

„Also, was ist los?“, frage ich. Der kindliche Ausdruck ist aus ihrem Gesicht verschwunden. Sie bleibt in der Mitte des Zimmers stehen. „Niemand kann dich schützen, wenn Omega hinter dir her ist“, flüstert sie, macht noch einen Schritt nach vorn und stolpert über die Luftmatratze. „Wir sind erwacht“, hieß es immer. Das hat Omega gesagt. Niemand hat jemals Omega gesehen, aber er war immer da. Wir wussten es.“ Sie tippt sich mit dem Zeigefinger an die Stirn. „Er war hier drin.“ Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll, also schweige ich. Ich bin hellwach, obwohl ich sonst am späten Nachmittag zwei Tassen Kaffee brauche, um mich auf den Rest des Tages